

Marc Levy
KINDER DER
HOFFNUNG

Roman

Aus dem Französischen von
Bettina Runge und Eliane Hagedorn

Knauer

Titel der Originalausgabe: Les enfants de la liberté
Originalverlag: Editions Robert Laffont, Paris

Die Folie des Schutzumschlags sowie die Einschweißfolie
sind PE-Folien und biologisch abbaubar.
Dieses Buch wurde auf chlor- und säurefreiem Papier gedruckt.



Bitte besuchen Sie uns im Internet:

www.knaur.de
www.marc-levy.de

Copyright © 2007 by Editions Robert Laffont, S.A.,
Susanna Lea Associates, Paris
Copyright © 2008 der deutschsprachigen Ausgabe bei Knaur Verlag.
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagfoto/-illustration: Corbis, Dana Tynan
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-66301-1

2 4 5 3 1

*Ich liebe dieses Verb »widerstehen«.
Dem widerstehen, was uns einengt,
den Vorurteilen, den voreiligen Schlüssen,
der Lust zu urteilen,
all dem widerstehen, was schlecht ist in uns
und nur darauf wartet, zum Ausdruck zu kommen,
dem Bedürfnis, aufzugeben, bedauert zu werden,
zum Schaden anderer von sich zu sprechen,
den Moden widerstehen, dem krankhaften Ehrgeiz,
der allgemein herrschenden Verwirrung.
Widerstehen und ... lächeln.*

Emma Dancourt

Ich werde dich morgen lieben, denn heute kenne ich dich noch nicht. Ich bin die Treppe des alten Hauses, in dem ich wohnte, hinuntergegangen – ein wenig eilig, das muss ich gestehen. Im Erdgeschoss rochen meine Finger nach dem Bienenwachs, das die Concierge jeden Montag bis zum zweiten Stock und jeden Donnerstag bis zur letzten Etage auf den Handlauf des Geländers auftrug. Trotz des Sonnenlichts, das die Fassaden mit einem goldenen Schimmer überzog, war der Gehsteig vom morgendlichen Regen noch wie marmoriert. Wenn man bedenkt, dass ich in diesem Moment noch nichts von dir wusste, von dir, die du mir eines Tages sicher das schönste Geschenk machen wirst, mit dem das Leben den Menschen beglücken kann.

Ich betrat das kleine Café an der Rue Saint-Paul, ich hatte Zeit. Zu dritt standen wir an der Theke und gehörten an diesem Frühlingmorgen sicherlich zu den wenigen, die so viel Zeit hatten. Und dann, die Hände hinter dem Rücken verschränkt, kam mein Vater in seinem Gabardine-mantel herein, stützte die Ellenbogen auf den Tresen, so als hätte er mich nicht gesehen – eine für ihn typische taktvolle Haltung. Er bestellte einen Espresso, und ich konnte das Lächeln sehen, das er mehr schlecht als recht vor mir verbarg. Mit einem leichten Klopfen auf die Zinkplatte gab er mir zu verstehen, dass die Luft rein war, dass ich mich endlich nähern konnte. Als ich seinen Ärmel streifte, spürte ich seine Kraft und das Gewicht der Traurigkeit, die auf seinen Schultern lastete. Er fragte

mich, ob ich immer noch »sicher« sei. Ich war mir über gar nichts sicher, aber ich nickte. Daraufhin schob er sehr diskret seine Tasse zu mir her. Unter dem Teller lag ein Fünzig-Franc-Schein. Ich wollte ablehnen, doch er stieß leise zwischen den Zähnen hervor, wer Krieg führen wolle, dürfe keinen leeren Magen haben. Ich steckte den Schein ein, und sein Blick sagte mir, dass ich jetzt gehen solle. Ich rückte meine Schiebermütze zurecht, trat auf die Straße und entfernte mich.

Als ich am Fenster des Cafés vorüberging, sah ich meinen Vater an. Da bedeutete er mir mit einem letzten Lächeln, dass mein Kragen schief saß.

In seinen Augen lag etwas Dringliches, das ich erst viele Jahre später begriff. Und noch heute brauche ich die meinen nur zu schließen und an ihn zu denken, um diesen letzten Ausdruck deutlich vor mir sehen zu können. Ich weiß, dass mein Vater traurig über mein Fortgehen war, ich glaube auch, dass er ahnte, dass wir uns nicht wiedersehen würden. Nicht den eigenen Tod hatte er sich vorgestellt, sondern meinen.

Ich denke an diesen Moment im *Café des Tourneurs* zurück. Es musste meinen Vater viel Kraft gekostet haben, in Gedanken seinen Sohn zu begraben, während dieser direkt neben ihm einen Zichorienkaffee trinkt, dabei zu schweigen und nicht zu sagen: »Du gehst jetzt auf der Stelle nach Hause und machst deine Schulaufgaben.«

Ein Jahr zuvor hatte meine Mutter unsere gelben Sterne auf dem Kommissariat abgeholt. Das war für uns das Zeichen zum Exodus, und wir brachen nach Toulouse auf. Mein Vater war Schneider, und niemals würde er dieses verdammte Ding auf ein Stück Stoff nähen.

An diesem 21. März 1943 – ich bin achtzehn Jahre alt – steige ich in eine Straßenbahn. Ich fahre zu einer Station, die auf keinem Plan verzeichnet ist: Ich werde mich einer Widerstandsgruppe anschließen.

Vor zehn Minuten hieß ich noch Raymond, doch seit ich an der Endhaltestelle der Linie 12 ausgestiegen bin, heiße ich Jeannot. Jeannot, mehr nicht. Zu dieser noch friedlichen Stunde des Tages haben viele meiner Leute keine Ahnung von dem, was ihnen widerfahren wird. Papa und Maman wissen nicht, dass man ihnen bald eine Nummer auf den Arm tätowieren wird, Maman ahnt nicht, dass man sie auf einem Bahnsteig von dem Mann trennen wird, den sie fast mehr liebt als uns.

Und ich weiß nicht, dass ich in zehn Jahren am Denkmal von Auschwitz in einem etwa fünf Meter hohen Berg von Brillen das Gestell wiedererkennen werde, das mein Vater, als ich ihn zum letzten Mal im *Café des Tourneurs* gesehen hatte, in die Brusttasche seiner Jacke steckte. Mein kleiner Bruder Claude weiß nicht, dass ich ihn bald holen werde und dass, wenn er nicht ja gesagt hätte und wir diese Jahre nicht gemeinsam durchgemacht hätten, keiner von uns überlebt hätte. Meine sieben Freunde – Jacques, Boris, Rosine, Ernest, François, Marius, Enzo – wissen nicht, dass sie sterben und dabei »Vive la France« rufen werden – fast alle mit einem ausländischen Akzent.

Ich weiß, dass meine Gedanken wirr sind, dass die Worte in meinem Kopf durcheinanderwirbeln, doch von diesem Montagmittag an wird mein Herz zwei Jahre lang in einem Rhythmus schlagen, den ihm die Angst vorgibt; zwei Jahre lang hatte ich Angst, und manchmal wache ich noch immer nachts mit diesem verdammten Gefühl auf. Doch jetzt schläfst du neben mir, meine Liebste, auch

wenn ich das damals noch nicht wusste. Hier also ein Stück der Geschichte von Charles, Claude, Alonso, Catherine, Sophie, Rosine, Marc, Émile, Robert, meinen spanischen, italienischen, polnischen, ungarischen, rumänischen Freunden – den Kindern der Hoffnung, den Kindern der Freiheit.

ERSTER TEIL

KAPITEL 1

Du musst den Kontext verstehen, in dem wir lebten – der Kontext ist wichtig, zum Beispiel für einen Satz. Aus seinem Kontext herausgenommen, verändert sich oft der Sinn, und im Laufe der kommenden Jahre sollten viele Sätze aus ihrem Kontext gerissen werden, um parteiisch urteilen und leichter verurteilen zu können. Das ist eine Gewohnheit, die sich nicht so leicht ablegen lässt.

Während der ersten Septembertage hatten Hitlers Armeen Polen überfallen, Frankreich hatte Deutschland den Krieg erklärt, und niemand hier oder dort bezweifelte, dass unsere Truppen den Feind an den Grenzen zurückdrängen würden. Belgien war von den deutschen Panzerdivisionen überrollt worden, und innerhalb weniger Wochen starben hunderttausend unserer Soldaten auf den Schlachtfeldern im Norden und an der Somme.

Marschall Pétain wurde zum Staatschef ernannt, woraufhin ein junger General, der sich nicht mit der Niederlage abfinden wollte, von London aus zum Widerstand aufrief. Pétain aber unterzeichnete lieber eine Verzichtserklärung, die all unsere Hoffnungen zunichtemachte. Wir hatten den Krieg so schnell verloren.

Indem er sich dem nationalsozialistischen Deutschland beugte, trieb Marschall Pétain Frankreich in eine der düstersten Perioden seiner Geschichte. Die Republik wurde zugunsten des sogenannten »État français« abgeschafft.

Die Karte des Landes wurde durch eine horizontal verlaufende Linie in zwei Zonen unterteilt, in die nördliche, besetzte Zone und in die südliche, sogenannte freie Zone. Doch die Freiheit hier war relativ. Jeden Tag wurden neue Dekrete erlassen, mit denen die Rechte von zwei Millionen Ausländern – von Männern, Frauen, Kindern –, die in Frankreich lebten, immer mehr beschnitten wurden: das Recht, ihren Beruf auszuüben, die Schule zu besuchen, sich frei zu bewegen, und sehr bald auch das Recht, einfach nur zu existieren.

Dabei hatte die Nation vergessen, wie dringend sie diese Ausländer aus Polen, Rumänien und Ungarn, die Flüchtlinge aus Spanien und Italien damals gebraucht hatte. Man hatte ein ausgeblutetes Land, in dem eineinhalb Millionen Soldaten auf den Schlachtfeldern des Ersten Weltkriegs gefallen waren, fünfundzwanzig Jahre zuvor wieder bevölkern müssen. Fast alle meine Freunde waren Ausländer, und jeder hatte jahrelang unter dem Machtmissbrauch und den Repressalien in seiner Heimat zu leiden gehabt. Die deutschen Demokraten wussten, wer Hitler war, die spanischen Kämpfer im Bürgerkrieg kannten Francos Diktatur, die italienischen den Faschismus Mussolinis. Sie waren die ersten Zeugen all des Hasses gewesen, all der Intoleranz, dieser Pandemie, die Europa mit Tod und Elend verpestet hatte. Alle wussten bereits, dass die Niederlage nur ein Vorgeschmack war und das Schlimmste noch bevorstand. Aber wer mag schon den Überbringern schlechter Nachrichten zuhören? Jetzt brauchte Frankreich diese Immigranten nicht mehr. Deshalb wurden sie, die aus dem Osten und Süden gekommen waren, verhaftet und in Lager gesteckt. Marschall Pétain hatte nicht nur aufgegeben, er sollte

auch mit den europäischen Diktatoren paktieren. Und in unserem Land, das um diesen Greis herum vor sich hin zu dämmern begann, drängten sich bereits Minister, Präfekten, Richter, Gendarmen, Polizisten, Milizionäre, einer eifriger als der andere, um ihr schmutziges Gewerbe auszuüben.

KAPITEL 2

Alles fing an wie ein Kinderspiel, vor drei Jahren, am 10. November 1940. Der triste Maréchal de France, umgeben von lorbeerbekränzten Präfekten, begann in Toulouse seine »Tour de France« durch die *freie Zone* eines Landes, das nach seiner Niederlage in Ketten lag.

Ein befremdliches Paradoxon, diese hilflosen Massen, entzückt beim Anblick des erhobenen Marschallstabes, Szepter eines Armeechefs a. D., der als Vertreter einer neuen Ordnung wieder an die Macht gekommen war. Die neue Ordnung Pétains aber würde die des Elends, der Segregation, der Denunzierungen, Ausschlüsse, Morde und der Barbarei sein.

Unter denen, die bald unsere Brigade bilden sollten, kannten manche die Lager, in denen die französische Regierung all jene untergebracht hatte, die den Makel hatten, Ausländer, Juden oder Kommunisten zu sein. Und in diesen Lagern im Südwesten, ganz gleich, ob in Gurs, Argelès, Noé oder Rivesaltes, war das Leben entsetzlich. Und, glaube mir, diejenigen, die Freunde oder Angehörige dort wussten, empfanden den Aufstieg des Marschalls als Angriff gegen den winzigen Rest an Freiheit, der uns geblieben war.

Und da die Bevölkerung sich anschickte, ihm, diesem Marschall, zuzujubeln, mussten wir Sturm läuten, die Menschen aus dieser gefährlichen Angst reißen, die sie

lähmte und dazu brachte, sich geschlagen zu geben und alles hinzunehmen, zu schweigen und die eigene Feigheit dadurch zu entschuldigen, dass der Nachbar es genauso macht, und wenn der Nachbar es genauso macht, dann musste es eben so gemacht werden.

Für Causat, einen der besten Freunde meines kleinen Bruders, wie für Bertrand, Clouet oder Delacourt, kommt es gar nicht in Frage, sich geschlagen zu geben oder zu schweigen, und die triste Parade, die in den Straßen von Toulouse stattfinden soll, wird das Terrain für ein Meisterstück sein.

Heute geht es darum, dass Worte der Wahrheit, des Mutes und der Würde auf den Zug niederprasseln. Der Text klingt zwar unbeholfen, aber trotzdem beklagt er, was zu beklagen ist. Und was tut es da schon zur Sache, wie er letztlich formuliert ist? Bleibt noch zu überlegen, auf welche Weise die Flugblätter am besten verteilt werden können, ohne dass wir sofort von den Ordnungskräften festgenommen werden.

Doch die Freunde sind gut vorbereitet. Ein paar Stunden vor dem Umzug überqueren sie die Place Esquirol, die Arme schwer beladen mit Paketen. Die Polizei hat bereits Stellung bezogen, doch wer kümmert sich schon um diese so unschuldig wirkenden Jungen? Sie sind bereits am richtigen Ort, einem Gebäude Ecke Rue de Metz, angekommen. Alle vier schlüpfen durch die Eingangstür ins Treppenhaus, steigen hinauf zum Dachboden und hoffen, dort keine Wachposten vorzufinden. Doch die Luft ist rein, und die Stadt breitet sich zu ihren Füßen aus.

Causat baut den Mechanismus zusammen, den seine Freunde und er gebastelt haben. Am Rand des Daches

liegt ein kleines Brett auf einem Holzklotz, bereit, sich zu neigen wie eine Wippe. Auf die eine Seite legen sie den Stapel mit Flugblättern, die sie auf einer Schreibmaschine getippt haben, auf die andere einen mit Wasser gefüllten Kanister. Unten in den Behälter bohren sie ein kleines Loch, und das Wasser tropft in die Regenrinne, während sie schon wieder die Treppe hinunter auf die Straße laufen.

Der Wagen des Marschalls nähert sich, Caussat hebt den Kopf und lächelt. Die offene Limousine rollt langsam heran. Der Behälter auf dem Dach ist fast leer, er wiegt kaum noch etwas; da kippt das Brett, und die Blätter wirbeln hoch. Dieser 10. November 1940 ist der erste Herbsttag für den verräterischen Marschall. Sieh den Himmel an, die Blätter tanzen herab, und – Krönung des Ganzen für diese Straßenjungen, die allen Mut zusammen genommen haben – mehrere landen auf dem Mützen schirm von Marschall Pétain. Die Menschen bücken sich und heben die Flugblätter auf. Die Verwirrung ist perfekt, die Polizei läuft kreuz und quer herum, und diejenigen, die glauben, diese Jungs würden wie alle anderen dem Aufmarsch applaudieren, ahnen nicht, dass sie im Grunde ihren ersten Sieg feiern.

Sie zerstreuen sich, und jeder entfernt sich vom Ort des Geschehens. Als er an diesem Abend nach Hause kommt, kann Caussat nicht ahnen, dass er drei Tage später denunziert und verhaftet sein und zwei Jahre in den Kerkern der Zentrale in Nîmes verbringen wird. Delacourt weiß nicht, dass er in wenigen Monaten von der französischen Polizei in einer Kirche von Agen, in die er sich geflüchtet hat, zu Tode geprügelt wird. Clouet ahnt nicht, dass er in einem

Jahr in Lyon erschossen wird. Und was Bertrand betrifft, so wird niemand das Fleckchen Erde finden, in der er ruht. Als Caussat mit von Tuberkulose zerfressener Lunge das Gefängnis verlässt, schließt er sich dem Widerstand an. Nach seiner erneuten Verhaftung wird er deportiert. Er ist zweiundzwanzig Jahre alt, als er in Buchenwald stirbt. Du siehst, für die Freunde hat alles wie ein Kinderspiel angefangen, ein Spiel von Kindern, die nicht die Zeit hatten, erwachsen zu werden.

Von ihnen muss ich dir erzählen, von Marcel Langer, Jan Gerhard, Jacques Insel, Charles Michalak, José Linarez Diaz, Stefan Barsony und von all jenen, die sich in den folgenden Monaten ihnen zugesellen werden. Sie nämlich sind die ersten Kinder der Hoffnung, diejenigen, die die 35. Brigade gegründet haben. Warum? Um Widerstand zu leisten! Es ist ihre Geschichte, um die es geht, nicht die meine, und verzeih mir, wenn mein Gedächtnis bisweilen versagt, wenn ich verwirrt bin oder die Namen verwechsle.

Was zählen die Namen, hat mein Kumpel Urman eines Tages gesagt, wir waren nur wenige, und im Grunde waren wir nur einer. Wir lebten in Angst, im Untergrund, wir wussten nicht, was der nächste Tag bringen würde, und es ist immer schwierig, die Erinnerung heute auf einen einzelnen dieser Tage zu konzentrieren.

KAPITEL 3

Der Krieg war nie wie im Film, das kannst du mir glauben. Keiner meiner Kameraden hatte etwas von einem Robert Mitchum, und wenn Odette auch nur ansatzweise Beine wie Lauren Bacall gehabt hätte, dann hätte ich sicher versucht, sie zu küssen, statt wie ein Idiot vor dem Kino zu zögern. Zumal sie am nächsten Tag an der Ecke Rue des Acacias von zwei Nazis erschossen wurde. Seither habe ich etwas gegen Akazien.

Am schwierigsten war es, zum Widerstand zu kommen, so unvorstellbar das auch erscheinen mag.

Seit Caussat und seine Kameraden verschwunden waren, bliesen mein kleiner Bruder und ich Trübsal. Zwischen den antisemitischen Anspielungen des Geschichts- und Erdkundelehrers und den sarkastischen Äußerungen der Schüler des Philosophiekurses, mit denen wir uns im Gymnasium prügeln, war das Leben nicht lustig. Ich verbrachte meine Abende vor dem Radioapparat, um die englischen Nachrichten auf BBC zu hören. Nach den großen Ferien fanden wir auf unseren Bänken kleine Heftchen mit dem Titel »Combat« vor. Ich hatte den Jungen gesehen, der sich heimlich aus der Klasse stahl; es war ein elsässischer Flüchtling mit Namen Bergholtz. Ich bin ihm nachgerannt bis auf den Schulhof, um ihm zu sagen,

dass ich es machen wolle wie er – Flugblätter für die Résistance, den französischen Widerstand, verteilen. Er lachte zwar nur, aber trotzdem wurde ich sein Helfer. An den folgenden Tagen erwartete ich ihn nach Schulschluss auf dem Gehweg. Sobald ich ihn um die Ecke biegen sah, ging ich los, und er beschleunigte den Schritt, um mich einzuholen. Gemeinsam steckten wir gaullistische Flugblätter in die Briefkästen, manchmal warfen wir sie auch von der Straßenbahnplattform, bevor wir absprangen und das Weite suchten.

Eines Abends erschien Bergholtz nicht am Ausgang des Gymnasiums, am folgenden Tag auch nicht ...

Von nun an nahm ich nach Schulschluss zusammen mit meinem Bruder Claude den kleinen Zug, der entlang der Straße nach Moissac fuhr. Heimlich begaben wir uns zum »Manoir«, einem geräumigen Herrenhaus, in dem etwa dreißig Kinder von deportierten Eltern lebten. Pfadfinderinnen hatten sie aufgelesen und kümmerten sich um sie. Claude und ich gruben den Gemüsegarten um, und manchmal gaben wir den Jüngsten Nachhilfe in Rechnen und Französisch. An jedem dort verbrachten Tag flehte ich Josette, die Leiterin, an, mir einen Tipp zu geben, wie ich mich der Résistance anschließen könnte. Und jedes Mal sah sie mich an, verdrehte die Augen und tat so, als wüsste sie nicht, wovon ich sprach.

Eines Tages aber nahm mich Josette mit in ihr Büro.

»Ich glaube, ich hab da was für dich. Geh heute Nachmittag um zwei Uhr zur Rue Bayard, Nummer 25. Ein Passant wird dich nach der Uhrzeit fragen. Du antwortest ihm, deine Uhr sei stehen geblieben. Wenn er dann erwi-

dert: ›Sie sind nicht zufällig Jeannot?, dann ist es der Richtige.«

Und genauso hat es sich abgespielt ...

Ich habe meinen kleinen Bruder mitgenommen, und vor der Nummer 25 der Rue Bayard in Toulouse sind wir Jacques begegnet.

Er trat in einem grauen Mantel mit Filzhut und einer Pfeife im Mundwinkel auf die Straße und warf seine Zeitung in den Papierkorb, der an einem Laternenpfahl befestigt war; ich nahm sie nicht heraus, weil dies nicht vereinbart war. Die Weisung lautete vielmehr, zu warten, bis er mich nach der Uhrzeit fragt. Er blieb auf unserer Höhe stehen, musterte uns eindringlich, und als ich ihm antwortete, dass meine Uhr stehen geblieben sei, sagte er, er heiße Jacques und wollte wissen, wer von uns beiden Jeannot sei. Ich trat daraufhin einen Schritt auf ihn zu, weil ich ja Jeannot war.

Jacques rekrutierte die Partisanen selbst. Er vertraute niemandem, zu Recht. Ich weiß, es ist nicht sehr nett, das zu sagen, doch man muss es im Kontext sehen.

In diesem Augenblick wusste ich nicht, dass in wenigen Tagen ein Widerstandskämpfer namens Marcel Langer zum Tode verurteilt werden würde, weil ein Vertreter der Staatsanwaltschaft seinen Kopf gefordert und bekommen hatte.

Und niemand in Frankreich – egal, ob in der freien oder in der besetzten Zone – konnte ahnen, dass kein Gerichtshof es erneut wagen würde, den Kopf eines verhafteten Partisanen zu fordern, nachdem einer der unseren diesen Generalstaatsanwalt an einem Sonntag auf dem Weg zur Messe erschossen hatte.

Ich wusste auch nicht, dass ich einen Schweinehund umbringen würde, ein hohes Tier der Miliz – Denunziant und Mörder vieler junger Widerstandskämpfer. Besagter Milizionär hat nie erfahren, dass sein Leben an einem seidenen Faden hing. Ich hatte solche Angst davor, abzudrücken, dass ich mir fast in die Hose gemacht und meine Waffe fallen lassen hätte. Und hätte dieser Dreckskerl nicht um Erbarmen gefleht, er, der mit niemandem Erbarmen gehabt hatte, so wäre ich nicht wütend genug gewesen, um ihn mit fünf Kugeln in den Bauch niederzustrecken.

Wir haben getötet. Ich habe Jahre gebraucht, um es auszusprechen. Das Gesicht desjenigen, auf den man zielt, vergisst man nie. Doch wir haben niemals einen Unschuldigen, nicht mal einen Dummkopf, erschossen. Ich weiß es, auch meine Kinder werden es wissen, und das allein zählt.

Jacques mustert mich, versucht, mich einzuschätzen, beschnuppert mich fast wie ein Tier, er verlässt sich auf seinen Instinkt. Dann baut er sich vor mir auf, und was er schließlich sagt, wird mein Leben auf den Kopf stellen.

»Was genau willst du?«

»Ich will nach London.«

»Dann kann ich leider nichts für dich tun«, lautet die Antwort. »London ist weit, und ich habe keine Verbindung dorthin.«

Ich bin schon darauf gefasst, dass er sich abwendet und geht, doch Jacques bleibt vor mir stehen. Sein Blick ist weiterhin auf mich gerichtet, und ich wage einen zweiten Versuch.

»Können Sie mich mit den *Maquisards*, den Partisanen, bekannt machen? Ich möchte an ihrer Seite kämpfen.«

»Auch das ist nicht möglich«, erwidert Jacques und zündet erneut seine Pfeife an.

»Warum?«

»Weil du sagst, du willst kämpfen. Man kämpft nicht im *Maquis*. Bestenfalls überbringt man Päckchen oder Nachrichten, doch der Widerstand ist noch passiv. Wenn du kämpfen willst, dann mit uns.«

»Uns?«

»Bist du bereit, auf den Straßen zu kämpfen?«

»Was ich will, ist, einen Nazi töten, bevor ich selbst sterbe. Ich will einen Revolver.«

Das sage ich mit stolzer Miene. Jacques bricht in Lachen aus. Ich verstehe nicht, was daran lustig sein soll, ich finde das eher dramatisch! Und genau das bringt Jacques zum Lachen.

»Du hast zu viele Bücher gelesen, man wird dir beibringen müssen, deinen Kopf zu benutzen.«

Seine herablassende Bemerkung kränkt mich ein wenig, doch das darf ich mir unter keinen Umständen anmerken lassen. Seit Monaten versuche ich, Kontakt zum Widerstand zu bekommen, und jetzt laufe ich Gefahr, alles zu verderben.

Ich suche nach den richtigen Worten, die ich aber nicht finde, nach einer Bemerkung, die beweist, dass ich einer bin, auf den man sich verlassen kann. Jacques ahnt, was in mir vorgeht, er lächelt, und plötzlich nehme ich in seinen Augen einen Anflug von Zärtlichkeit wahr.

»Wir kämpfen nicht, um zu sterben, sondern um zu leben, verstehst du?«